

sein, und durch ihre Lektüre sollen sie lernen, bessere Töchter, Ehefrauen, Hausfrauen und Mütter zu sein. In einer weniger offensichtlichen Weise dient die Lektüre der Wochenschriften aber auch dem männlichen Lesepublikum, das über die Darstellung zahlreicher zwischengeschlechtlicher Beziehungen ebenfalls über seinen geschlechtsspezifischen Platz in der Gesellschaft und seinen Umgang mit dem weiblichen Geschlecht instruiert wird.

6.4 AUSBLICK

Um die Inhalte der Moralischen Wochenschriften und die Möglichkeiten des Repositoriums weiter auszuschöpfen, eignen sich komparatistische, soziolinguistische, soziohistorische und gendertheoretische Herangehensweisen der Literatur-, Sprach-, Translations-, Kultur- und Medienwissenschaften. Mögliche weiterführende Forschungsdesiderate werden nachstehend skizziert:

Eine vergleichende Studie des englischen *Spectator* (1711-1714) und seiner individualisierten Übersetzungen ins Französische (1716-1726), Italienische (1727) und Spanische (1788) ist beispielsweise noch ausständig und könnte Aufschluss über weitere Kulturtransferprozesse auf thematischer wie formaler Ebene (z. B. Aberglaube und Verwendung von Motti) geben und durch das Repositorium bewerkstelligt werden. Vergleichende Studien erscheinen darüber hinaus für die Übersetzungen des *Female Spectator* (1744-1746) oder die Gegenüberstellung der italienischen *Spectator*-Version des *Filosofo alla Moda* (1727) mit ihrer französischen Vorlage – der *Spectator*-Übersetzung des *Spéctateur ou le Socrate moderne* (1714) – lohnenswert; vielversprechend erscheint auch der Vergleich der spanischen *Spectator*-Version des *Filosofo á la Moda* (1788) mit der italienischen *Spectator*-Version, die ihr wiederum als Vorlage diente. Die digitale Edition der romanischen Moralischen Wochenschriften ermöglicht ebenfalls die Einschätzungen und Erkenntnisse aus den groß angelegten Untersuchungen von Guinard (1973) zur spanischen Presse, von Rau (1980) zur Ausbreitung der Wochenschriften in Europa oder von Lévrier (2007) zu den französischsprachigen Periodika durch eine digital gestützte Literaturanalyse zu überprüfen und zu differenzieren.

Ferner eignen sich die Moralischen Wochenschriften aufgrund der digitalen Edition für soziohistorische und soziolinguistische Fragestellungen, um zum Beispiel Phänomene der spezifischen Verwendung oder des Sprachwandels bestimmter Begrifflichkeiten im 18. Jahrhundert zu untersuchen. Abgesehen von einigen vereinzelten Studien (cf. Niefanger 1997; Haßler 2011; ead. 2012; Yanes 2013), ist auch eine systematische sprachwissenschaftliche Analyse noch ausständig. Insbesondere eine linguistische Analyse des Textkorpus aus pragmatischer Perspektive lässt aufschlussreiche Ergebnisse erwarten, indem sie den Kontext untersucht, in dem Sprache verwendet wird, und auch dem Einfluss auf soziale Interaktion nachgeht. Gegenwärtig wird beispielsweise eine halbautomatische Sentiment-Analyse an der xml/TEI-codierten digitalen Edition der romanischen Wochenschriften durchgeführt, mit der den Einzelnummern positive und negative Stimmungswerte zugeordnet werden, um Aussagen über die (emotionale) Wirkung der Texte auf die Leser*innen zu treffen (cf. Scholger et al. 2019).

Die vorliegende Studie kann ferner als Ausgangspunkt für weitere soziohistorische Analysen von stereotypen weiblichen und männlichen Rollenbildern herangezogen werden, indem der geschlechtsspezifische Diskurs und sein (Nicht-)Wandel innerhalb der Moralischen Wochenschriften anhand von typischen begrifflichen Bezeichnungen und ihren semantischen Feldern nachgezeichnet wird. Zum Beispiel ist bei Van Effen der Frauentyp der Koketten positiver konnotiert als gegen Mitte des Jahrhunderts, als die Koketterie zu einer gänzlich lasterhaften Verhaltensart stilisiert wird. Eine derartige Untersuchung lässt sich mit dem digitalen Repositorium, das die Möglichkeit der Suche nach Schlagworten bietet (und zudem beständig weiterentwickelt wird), gut bewerkstelligen. So können alle Diskurse, die von Koketterie handeln, aufgefunden und miteinander verglichen werden. Diese Art der Untersuchung kann darüber hinaus auf weitere stereotype Geschlechterbilder ausgeweitet werden. Eine derartige soziohistorische Analyse kann aber auch ganz andere spectatoriale Diskursstränge wie die Konzeption des Glücks, der Wahrheit oder der Erziehung/Bildung erforschen.

Aufschlussreich wäre auch eine komparatistische Medienanalyse zwischen den Wochenschriften des 18. Jahrhunderts und den sozialen Medien (strukturelle Analyse) des 21. Jahrhunderts. Die Kommunikationspraktiken der interaktiven Internetplattformen (insbesondere Twitter und andere Blogformen) lassen sich an diejenigen der Moralischen Wochenschriften anschließen: Hierzu zählen beispielsweise die Verwendung von Pseudonymen, die Einbindung von Leser*innenkommentaren, die Aufbereitung von Inhalten in unterhaltend-lehrreicher Weise (Stichwort Infotainment) sowie die Fiktionalisierung von Inhalten (Stichwort Storytelling). Zweifelsohne ist eine Gegenüberstellung zweier so unterschiedlicher Kommunikationssysteme – das eine basierend auf den ersten Buchdruckerpressen, das andere auf digitalen Codes – nicht unproblematisch, vom Standpunkt seiner Bedeutung für die Wissens- und Wirklichkeitserzeugung einer Gesellschaft und deren innerer Kohäsion wie soziale Dynamiken jedoch durchaus legitim. Obwohl diachrone Studien auf dem Gebiet der Kommunikationswissenschaften und der Mediensoziologie selten⁴ und schwierig sind,⁵ plädieren Martin Butler, Albrecht Hausmann und Anton Kirchhofer (2016) beispielsweise dafür, den bis dato auf dem Web 2.0 konzentrierten Diskurs über mediale Partizipationskulturen aufzubrechen und zu historisieren: „More often than not, we indeed tend to forget that the concept of participation might also help shed light on *historical*

4 Ein Überblick über die zögerliche Entwicklung der vergleichenden historischen Medien- und Kommunikationsforschung ist in Seethaler/Melischek (2008) „International vergleichende Mediengeschichte“ nachzulesen.

5 Rudolf Stöber (2008) betont zum Beispiel, dass die Schwierigkeit einer diachronen Gegenüberstellung von Kommunikationsspielarten darin liegt, dass „Kommunikation als virtueller Prozess [...] keine direkten, sondern nur medialisierte Spuren [hinterlässt]. Medien hingegen sind Artefakte und besitzen eine materielle Dimension. Daher ist Kommunikationsgeschichte erheblich anspruchsvoller als Mediengeschichte“ (Stöber 2008, 31). Er räumt jedoch auch ein, dass Epochenvergleiche dazu beitragen können, „die Genese neuer Medien besser zu verstehen“, es dabei aber stets notwendig ist, „über die Grenzen der Erkenntnis nachzudenken. Geschichte ist nämlich immer zweierlei: Vergangene [sic], d. h. komplexe Gegenwart und vergegenwärtigte, d. h. konstruierte Vergangenheit“ (ibid., 41).

phenomena, and that its application is not restricted to the most recent trends and developments [kursiv im Orig.]“ (Butler et al. 2016, 8).

Auch der Urheber des Begriffs der ‚participatory culture‘, Henry Jenkins (2016, 11), spricht sich dafür aus, die Partizipationskultur nicht erst mit den sozialen Medien anzusetzen, sondern die partizipativen Praktiken in einen historischen Kontext zu setzen. Mit diesem genealogischen Ansatz Foucaults ließe sich über den Umweg der Analyse der Moralischen Wochenschriften eine Geschichte der Gegenwart aus ihren (Teil-)Quellen schreiben. Anders formuliert: Über den Umweg der Geschichte lässt sich die Gegenwart hinterfragen, wobei diese strukturelle Analyse ebenfalls an unterschiedlichen Diskurssträngen festgemacht werden kann.

Hinsichtlich der Genderforschung nahmen in den letzten Jahren die kritischen Stimmen auf den politischen Bühnen Europas rasant zu, sodass gegen Ende des zweiten Jahrzehnts im 21. Jahrhundert in Regierungsprogrammen von einer „Verschiedenheit von Mann und Frau“ zu lesen ist (Öst. Bundesregierung 2017, 105) oder die Schließung des einzigen Masterstudienganges für Gender Studies eines Landes (Ungarn) herbeigeführt werden konnte (cf. Hausbichler 2018). Die wiederaufflammenden *Querelles des sexes* des 21. Jahrhunderts werden abseits der politischen Bühne ganz massiv in den sozialen Medien geführt, sodass eine vergleichende Untersuchung zwischen den Moralischen Wochenschriften und ähnlich gelagerten sozialen Medien wie Blogs oder Twitter sich als ertragreich erweisen würde. Interessant wäre beispielsweise eine Untersuchung über die emotionalen Kommunikationsstrategien der *Querelles des sexes 2.0* im Vergleich zu ausgewählten Wochenschriften.

Die Emotionalität der Inhalte wurde bereits an mehreren Stellen und insbesondere in der Zusammenfassung am Ende erwähnt, wurde jedoch in dieser Arbeit nicht systematisch untersucht, da ihr Fokus auf den medienspezifischen und narrativen Geschlechterkonstruktionen innerhalb der Wochenschriften lag. Weitere gewinnbringende Analysen der moralischen Periodika siedeln sich jedenfalls auf dem Gebiet der Emotionsforschung und Mentalitätsgeschichte an. Soziale Emotionen wie Liebe, Stolz, Neid, Mitgefühl, Scham, Bewunderung, Verachtung oder Eifersucht spielen bei der Ausbildung von Gruppen und der Aushandlung gruppenspezifischer Werte, Normen und Praktiken eine wichtige Rolle, da sie stets in soziale Kontexte eingebettet und für das Zusammenleben von sozialen Gruppen bedeutsam sind. Zudem schließen die sozialen Emotionen „eine Reihe moralischer Prinzipien ein und bilden eine natürliche Grundlage für ethische Systeme“ (Damasio 2011, epub). Diese werden im Laufe der Sozialisation erworben – sind also nicht von Anfang an im Menschen veranlagt – und können sich von Kulturraum zu Kulturraum stark unterscheiden. Wie sich zum Beispiel Trauer ausdrückt, wenn eine nahestehende Person stirbt, kann an unterschiedlichen Orten der Erde ganz konträr aussehen. So ist in der westlich geprägten Welt das Weinen Ausdruck von Trauer, während in Bali das Lächeln als Trauergeste gilt.

Zu hinterfragen wäre auch, warum nicht mehr moralische Periodika aus weiblicher Hand überliefert sind, obwohl es eine größere Anzahl gegeben haben musste. Erst im Jahr 2019 wurde *La Bigarure* (1749-1753) zum digitalen Repositorium hinzugefügt, als deren fiktive Verfassungsinstanzen ein Geschwisterpaar aus Paris auftritt.⁶ Es gilt,

6 Für erste Analysen zur *Bigarure* siehe die Diplomarbeit von Pia N. Mayer (2019) oder die Artikel von Amandine Lefèvre (2013) und Iona Galleron (2018).

die Suche nach den von (fiktiven) Frauen herausgegebenen Zeitschriften fortzuführen, denn wie bereits Gerda Lerner (1993) Studie über die Erschaffung eines feministischen Bewusstseins gezeigt hat, gibt es eine große Zahl an spurlos versunkenen Artefakten von Frauen, „women’s creations [that] sank soundlessly into the sea, leaving barely a ripple, and succeeding generations of women were left to cover the same ground others had already covered before them“ (Lerner 1993, 220). Noch immer gibt es zahlreiche solch verborgener Schätze, die es zu bergen und für die Nachwelt und weitere Analysen digital aufzubereiten und zu editieren gilt.